

9-HOHES VENN

Faszination Hohes Venn

Das Hohe Venn kann mit einigen Superlativen aufwarten: Mit etwa 4.600 Hektar Gesamtfläche befinden sich hier die größten Naturschutzgebiete Belgiens und mit der 694 Meter hohen Botrange auch die höchste Erhebung Belgiens. Doch die rein metrischen Dimensionen sagen noch nicht viel aus. Man muss das Hohe Venn erleben! Die Hochmoorflächen werden durch die jeweilige Wetterlage so richtig zur Geltung gebracht: An schönen Tagen sorgt ein hoher blauer Himmel für schier endlose Weiten und entrückte Horizonte, an Schlechtwettertagen hängende, schwere Wolken für eine beinahe bedrohliche Stimmung. Diese Faszination stellte sich früher ganz und gar nicht ein. Im 19. Jahrhundert bemühte man noch andere qualitative Superlative wie zum Beispiel das Hohe Venn als eine Gegend, „wo sogar im Sommer noch die Bäume frieren“. Und Geschichten und Legenden von nicht heimgekehrten Menschen haben über die Hochmoore einen schaurigen Mythos gelegt, der manchen Besuchern des Hohen Venns noch heute eine gehörige Portion Furcht einflößt. Dem nüchternen ökologischen Blick ringen die Moore ob ihrer Fähigkeit zur Speicherung von außergewöhnlich viel Regenwasser wiederum höchsten Respekt ab.

Moore und ihre Bedeutung - Pfeifengras und Wildnarzissen geben den Jahreszeiten im Venn Farbe

Heidepflanzen wie Besen- und Glockenheide prägen die Flora des Hohen Venns. Zu seiner Pflanzengesellschaft gehören etwa das Gefleckte Knabenkraut, Lungen-Enzian, Sonnentau, Moosbeere oder das Wollgras. Nachdem die Beweidung untersagt wurde, gediehen mehr und mehr buschige Sträucher und vor allem das Pfeifengras. Dieses verleiht den Jahreszeiten im Venn besonders farbige Noten, dem Herbst ein unverwechselbares Rostorange, dem Winter ein blasses Gelb. Holzige Pflanzen mit besonderen Charakteren wie den knorrigen Moorbirken, Büschen von Öhrchenweide, ausladende Ebereschen und hin und wieder Fichten formen oft bizarre Silhouetten über den Mooren. Im Frühjahr zwischen Mitte April und Mitte Mai können die südlichen Ränder des Hohen Venns mit einigen besonders strahlenden Erscheinungen aufwarten, wenn das Gelb der Narzissenwiesen erstrahlt wie zum Beispiel im Holzwardetal in der Gemeinde Büllingen. Die Wildnarzissen sind wahre Frühlingsboten des Venngebiets. Denn mit ihren spitzen dunkelgrünen Blättern stoßen sie auch durch noch gefrorene Böden unbeirrbar zur Sonne durch.

Birkhuhn und Birkhahn, die Botschafter der Venn-Hochmoore

Das Birkhuhn ist nicht nur Wappentier des Hohen Venns, sondern es steht symbolisch auch für die Bedrohtheit der Lebenswelt der Hochmoore. Denn zu sehr wurden ihre Lebensräume durch Torfabbau und Trockenlegung von Mooren zerstört. Spektakulär zeigen sich die Birkhähne zur Balzzeit. Schon vor Sonnenaufgang tragen sie an den Balzplätzen ihre Revierkämpfe aus, an denen sich eben die Birkhühner eingefunden haben. Nach der Befruchtung ziehen sich die Weibchen wieder zurück und beginnen mit dem Brüten. Ihr Leben in Zurückgezogenheit wird durch ihr ausgeprägtes Tarnkleid erleichtert. Diese Naturschauspiele werden seltener. In Belgien sind Birkhähne und Birkhühner inzwischen ausgestorben, nur mehr im Hohen Venn finden sie heute ein Refugium. An ihrer beinahe totalen Dezimierung haben auch 1966 ein Jagdverbot und 1985 ihre Unterschutzstellung nichts ändern können. Doch es tauchen auch wieder Waldbewohner auf, die man einst schon abgeschrieben hatte - seit 2003 werden wieder Luchse und Biber gesichtet.

Klimaschutz durch Hochmoore

Moore speichern ein Drittel des weltweiten Kohlenstoffs. Die großen Moore befinden sich nördlich der Laubwaldzone in Sibirien und in Nordamerika, ihre Fläche wird weltweit auf 4 Millionen Quadratkilometer geschätzt, auf 3 Prozent der Erdoberfläche. Wenn Moore austrocknen, setzen sie gefährliche Mengen an Treibhausgasen frei. Denn mit zunehmender Erderwärmung verdunstet mehr Wasser, was wiederum die Bedingungen für die Feuchtgebiete verschlechtert. Trockenheit führt dazu, dass sich Pflanzenmaterial in der Luft zersetzt und in CO₂ als auch in Mineralstoffe verwandelt. Wenn genügend Wasser vorhanden ist, kommt der Sauerstoff nicht mehr an das abgefallene Pflanzenmaterial heran, es bleibt somit erhalten. Der Kohlenstoff entweicht nicht mehr, sondern

wird zu Torf. Wenn Moore nun entwässert werden, werden sie zu einem Kohlestofflieferanten. Das Erhalten der Moore ist damit auch ein Beitrag zum Klimaschutz. Diese Bedeutung wird wieder mehr erkannt. Dies just zu einer Zeit, wo in vielen Ländern über technische Lösungen der CO₂-Abscheidung und Speicherung (Carbon Dioxide Capture and Storage, kurz CCS) diskutiert wird.

Moore sind Klimaschützer, Radfahrer auch?

Pro Jahr produziert jeder Deutsche etwa elf Tonnen CO₂, weltweit liegt der Durchschnitt bei knapp 4 Tonnen. Aus Sicht des Klimaschutzes wären gerade einmal zwei Tonnen verträglich. Dass Radfahren zum Klimaschutz beiträgt, darüber besteht weitgehend Konsens. Entscheidend ist die CO₂-Bilanz. Denn auch beim Radfahren wird Treibhausgas freigesetzt. Eine mittelgewichtige Person setzt pro Kilometer bei gemütlicher Fahrweise 6 – 7 Gramm CO₂ frei durch die Verbrennung von Kalorien. Im Vergleich mit dem Auto ist das allerdings ein geringer Ausstoß. Denn je nach Wagentyp werden dabei zwischen 160 und 300 Gramm CO₂ freigesetzt. Doch der Blick auf die Fortbewegungsart ist ein verkürzter. Denn es kommt unter anderem drauf an, welche Speisen man für die Kalorienzufuhr bevorzugt: Fleisch weist im Vergleich mit den pflanzlichen Lebensmitteln eine um das 15fache höhere CO₂-Bilanz auf. Apropos Klimawandel und Radfahren: Im Blick auf die Vennbahn-Radrouten kann angeführt werden, dass sie eine der „klimafreundlichsten Radrouten“ ist, zumal sich bei einer maximalen Steigung von 2 Prozent die Verbrennung von Kalorien und damit die Abgabe von CO₂ in Grenzen halten.

Die Hochmoore – ein riesiger Wasserspeicher und Wasserverteiler

Entstanden sind die Moore nach der letzten Eiszeit, vor etwa 7500 Jahren, durch Teilverrottung der Pflanzen, vor allem der Torfmoose. Die Moore des Hohen Venns sind ein ganz besonderer Wasserspeicher: Wie ein riesengroßer Schwamm saugt der meterdicke Torfboden das Niederschlagswasser auf. Was nicht aufgenommen werden kann, wird in einem natürlichen Rhythmus an Bächlein und Rinnsale abgegeben. Diese transportierten nach und nach zu Bächen und Flüssen vereint das Wasser in alle Himmelsrichtungen, bis zu ihrer letztendlichen Ausschüttung in die Nordsee. Die Moore breiten sich auf einer wasserdichten Tonschicht aus, wodurch das Absickern des Wassers verhindert wird. Von oben werden die Moore bestens mit Regenwasser versorgt, insbesondere von Herbst bis zum Frühjahr, wenn der Großteil des durchschnittlichen Jahres-Niederschlags von 1400-1700 mm niederfällt. Die Moore verfügen über ein schier unglaubliches Speichervermögen, sie können bis zum Zehnfachen ihres Eigengewichtes an Wasser speichern. Durch diese enormen wasserbindenden Eigenschaften wurde auch der Grundwasserspiegel nach oben gehoben, bis auf die Höhe der Torfmoose.

Der lange Weg zum Schutzgebiet der Moore

Heute sind 4.600 Hektar der Gesamtfläche des Hohen Venns als Naturschutzgebiete ausgewiesen. Doch ihr Umfang war einst viel größer. In der Karte von Joseph Johann von Ferraris, der die ersten topographischen Aufnahmen der österreichischen Niederlande 1777 im Auftrag von Maria Theresia erstellte, dürften die Fläche des eigentlichen Venngebiets fast dreimal so groß gewesen sein, 12.000 Hektar. Seine Ausläufer reichten bis zur heutigen Gileppetalsperre und in den Hertogenwald hinein, erstreckten sich bis nach Raeren, Roetgen oder Lammersdorf. Die Venndörfer wurden im Mittelalter gegründet. Die Rodung des Venns setzte ab dem 15. Jahrhundert ein und mit ihr dann der Torfabbau und die Nutzung für die Weidewirtschaft und Streugewinnung. Aufforstung war das große Thema des 19. Jahrhunderts. Der Siegeszug der Fichte begann, auch wenn er zunehmend eingebremst wurde. In den 50er Jahren setzte dann ein Umdenken ein und 1957 wurde das „Naturschutzgebiet Hohes Venn“ gegründet. Damals wies man eine Fläche von 1.400 ha als Naturschutzgebiet aus. Heute ist sie mehr als dreimal so groß. 1971 wurde der grenzüberschreitende Naturpark Hohes Venn – Eifel gegründet. Von seiner Gesamtfläche befinden sich 2.400 km² auf deutscher Seite und 700 km² auf belgischer Seite. Seit 1992 sind dort die Moore streng geschützt, unterstützt durch das LIFE-Programm („L'Instrument Financier pour l'Environnement“) der Europäischen Union. Heiden und Moore sollen wieder renaturiert werden.

Kultivierungspläne und wirtschaftliche Nutzung - Trotz menschlicher Eingriffe „immer noch eine unberührte Gegend“

Das Hohe Venn wird seit über hundert Jahren mit stark naturbezogenen Attributen beschrieben, als Landschaft fern der Zivilisation, "unberührt", "wild", "natürlich" oder "intakt". Doch dem ist nicht so. Denn auch das Hohe Venn ist eine vom Menschen beeinflusste Kulturlandschaft. Ein Indikator dafür sind die seit 1992 geltenden strengen Schutzvorschriften für Moore und Heiden. Am Rande des Hohen Venns wurden im Mittelalter die klassischen Venndörfer wie Xhoffraix, Ovifat, Robertville, Sourbrodt, Weywertz, Elsenborn, Kalterherberg, Mützenich, Konzen, Lammersdorf oder Roetgen gegründet. Maler wie der 1888 in Aachen geborene Heinz Heinrichs haben die Abgeschiedenheit der Höfe auf seinem Gemälde „Einsamer Hof im Hohen Venn“ verewigt. Hohe zersaute Bäume um ein Gehöft herum unter einem unfreundlichen Wolkenhimmel vermitteln ein Bild von herbstlicher Einsamkeitsstimmung. Tiefe Eingriffe in die Kulturlandschaft Hohes Venn durch Menschenhand erfolgten vor allem mit dem Torfabbau ebenso wie mit der Verkehrserschließung durch den Straßenbau wie durch die Eisenbahn. Ersteres erfolgte durch den Bau der Vennstraße von Eupen nach Malmedy 1856, letzteres durch den Bau der Vennbahn 1885. Heute besteht ein starker Kontrast zu den mit Hecken durchzogenen Wiesenlandschaften wie dem Monschauer Heckenland und der Heckenlandschaft an den südlichen Ausläufen. 1991 erhielt das Hohe Venn einen „Oscar“ - es wurde von der „Naturfreunde Internationale (NFI)“ zur „Landschaft des Jahres“ erkoren.

Regionalentwicklung durch Straßen und Höfe?

Pläne zur Kultivierung des Venns gab es immer wieder. Erste Pläne wurden schon zur französischen Zeit zwischen 1794 und 1814 geschmiedet. Die Moore sollten mittels Gräben trockengelegt werden, damit dann Schafe eines Tages auf den Flächen grasen könnten. Doch die Städte konnten diese Pläne aus Furcht, dass ihren Fabriken damit das Wasser abgegraben würde, abwenden. 1837 gab der zu Stavelot geborene Lederfabrikant Henri Fischbach eine Denkschrift heraus, in der er Kultivierungspläne für das Hohe Venn entwarf. Sie stellten auf Infrastruktur- und Landwirtschaftsentwicklung ab: vor allem Straßenbau und Errichtung von Bauernhäusern zur Verpachtung, darüber hinaus Pflanzung von Buchen und Nadelbäumen. Damit würden, so Fischbach, Beschäftigungsmöglichkeiten für Arbeitskräfte geschaffen, die durch die Einführung der Maschinen in den Fabriken arbeitslos geworden sind. Weiter würde damit zugleich der Schmuggel unterbunden und auch den Reisenden ein bislang unzugängliches Gebiet erschlossen werden. Er war überzeugt, dass die Römer die einstigen Wälder des Hohen Venns verwüstet haben. Dies hätte als fatale Konsequenz zu den unproduktiven Moorflächen geführt.

1856 beginnt man mit der Aufforstung

Otto Beck, Regierungsrat und Dezernent für Landeskultur, hegte Kultivierungspläne für das Hohe Venn. 1864 veröffentlichte er einen beinahe missionarischen Plan für die Kultivierung des Hohen Venns und hob dabei vor allem positiven Klimaeffekte (Verhinderung übermäßiger Ausdünstung, Verlust an Wärme, Reduktion der verderblichen Niederschläge) hervor. Doch zu diesem Zeitpunkt, 1864, hatte die Aufforstung schon begonnen. Denn am 27. Juni 1854 bereiste der Oberpräsident der Rheinprovinz, Hans Hugo von Kleist-Retzow, das Vennggebiet. Das Ergebnis des hohen Besuchs wurde dem Ministerium vorgelegt: Das Hohe Venn ist unbedingt zu bewalden, nachdem es vorher entwässert werden müsse. Dabei seien jedoch die Bedürfnisse der Gemeinden an Weide und Streu bestmöglich zu berücksichtigen. Das Entwicklungsprojekt wurde als „im Interesse der allgemeinen Landeskultur liegend“ deklariert, was die Übernahme der Kosten durch den Staat bedeutete. 1857 begann die Aufforstung und zu Jahresbeginn 1858 wurde ein „Hauptbewaldungsplan“ mit einer Umsetzungsperspektive von 30 Jahren erstellt. Aufforstungen und Entwässerung erfolgten in mehreren Schüben. Man setzte dabei auf die Fichte, die wegen ihres schnellen Wachses den wirtschaftlichen Anforderungen am besten gerecht werden konnte. Die letzten Pflanzungen wie etwa im Mützenicher Venn erfolgten noch nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Schafe gingen, die Fichten kamen

Es mag heute kaum mehr vorstellbar sein, dass das Venn auch einmal ein Weideland war. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden im Vennvorland Kühe in den Stuhl, einem Flurstück bei Raeren, getrieben. Auch das Vennheu wurde dort geerntet. Noch mehr prägten aber die Schafe das Bild der Venndörfer, beinahe das ganze 19. Jahrhundert hindurch, als es noch Ödflächen gab. Gegen 8 Uhr morgens erschallt vom Dorfplatz aus der Pfiff des Dorfhirten, worauf aus den geöffneten Ställen mähende und meckernde Schafe herausströmten. Mit anderen Schafen wurde am Scheidplatz („Scheedplatz“) eine Herde gebildet, die der Schäfer mit seinem Hund ins Venn hinaus begleitete. Bei der Heimkehr musste der Dorfhirte mit seinem Hund die Herde eng beisammen halten, damit kein Schaf auf Abwege geriet. Wölfe waren bis 1870 eine Gefahr für Schafsherden. Wenn die Schafe von den Weiden nicht ablassen wollten, war dies für den Dorfhirten ein Zeichen für Schlechtwetter am nächsten Tag. Zogen sie aber gelassen nach Hause, so sollte das Wetter weiterhin schön bleiben. Wetterkundigkeit und natürliches Heilwissen zeichnete den Dorfhirten aus. Vielen galt er ob seiner von der Einsamkeit des Venns geprägten Schweigsamkeit gar als Sonderling. Doch als die Aufforstung des Venns einsetzte, war Schafen und Schäfern endgültig der Boden entzogen.

Der Aufforstung bläst zunehmend ein rauer Wind entgegen

Die Bewaldung der Ödflächen im Hohen Venn wurde von den Gemeinden begrüßt. Doch nach und nach wurde der Wegfall von Weide- und Streunutzung (Nutzung von herabgefallenem Laub und Nadeln zur Einstreu in Viehställen) zu einem Problem. Die Aufforstung stieß auf Widerstand. Ab 1862 konnte sie in Gemeinden wie Elsenborn, Soubrodt oder Ovifat nur mehr durch Zwangsmaßnahmen vorangebracht werden. Die Pro-und-Contra-Diskussion war voll im Gange. Der Landrat des Kreises Malmedy, Eduard Freiherr von Broich, vermerkt dazu: „Bei den Gemeinden und einzelnen Landwirten im Hohen Venn erwacht endlich das Selbstgefühl und der Drang, auch ihrerseits wieder etwas zur Urbarmachung und landwirtschaftlichen Verbesserung der Heideflächen, Ödländereien und Sümpfe beitragen zu helfen. Bis jetzt hatten sie den Forstwirten anscheinend allein das Terrain überlassen ...“. Der zum Teil heftige Widerstand führte zu einem Einbremsen der Aufforstungen. 18 Jahre nach deren Beginn, 1875, waren erst 1.300 von geplanten 3.999 Hektar Ödland aufgeforstet. 1893 waren es 1.982, erst knapp die Hälfte des 30-Jahre-Planes, der bis 1887 angelegt war.

Endlich kommt die Vennbahn!

Am 1. Dezember 1885 wurde der Streckenabschnitt der Vennbahn von Monschau über Weismes nach Malmedy eröffnet. Es herrschte mildes Wetter, ja „in Anbetracht der jetzigen Jahreszeit“ gab es sogar „einen wahren Frühlingstag“. Das Wetter passte exakt zur Stimmung der Vennbewohner, zumal sie sich nach der Eröffnung des ersten Abschnittes zwischen Aachen / Rothe Erde und Monschau nichts sehnlicher gewünscht hatten, als „dass das Dampfross auch in ihre Gegend bald Leben und Verkehr bringe“. Doch dem Bahnbetrieb stand gleich eine harte Bewährungsprobe bevor, zumal sich die Winter im Venngebiet oft von ihrer grimmigsten Seite zeigten. Der damalige Landrat von Malmedy blickte auf die ersten Vennbahn-Winter zurück. „Manches Jahr war man von der Welt abgeschnitten. Wenn dann die Lokomotive sich keinen Weg mehr bahnen konnte, überließ sie einem reitenden Postillion den Weg. Schließlich stellte auch dieser den Dienst ein und der Telegraf bildete die letzte Verbindung mit dem Leben“. Für die Vennbahn-Reisenden änderte sich auch die Sichtweise auf Venn und Eifel. In der Aachener Zeitung „Echo der Gegenwart“ hieß es dazu eines Tages: „Man hätte es sich ja nicht träumen lassen, dass es hier, tief in der Eifel, und nachdem man erst das raue hohe Venn passiert hat, so schön, so herrlich sein könnte. Übrigens wurde die Vennbahn just im Venn als „Bimmelbahn“ bezeichnet, da der Lokführer vor Kreuzen der zahlreichen Übergangswege zur Streu- und Torfgewinnung das Läutewerk betätigen musste.

Die Moore des Hohen Venns als nahe liegender Lieferant von Natur-Brennstoff

In Mooren entsteht Torf als organisches Sediment aus unvollständig zersetzter pflanzlicher Substanz. Torf ist somit nichts anderes als eine Vorstufe der Kohle. Moore wurden seit vielen Jahrhunderten wirtschaftlich für den Torfabbau genutzt. In seiner verarbeiteten Form diente der Torf des Hohen Venns vor allem der Herstellung von Brennstoff. Sein Heizwert ist mit dem von Braunkohle vergleichbar. Vor diesem Hintergrund ist es unschwer vorstellbar, dass für die Venn-Anrainer die

Versorgung mit Brennstoff im wahrsten Sinne des Wortes naheliegend war, zumal auch die Winterzeiten hier zu den kältesten weit und breit zählen. Während in anderen Gegenden längst Stein- und Braunkohle mit Hilfe der Eisenbahn in jedes Haus geliefert wurden, war es im Hohen Venn noch nicht so weit. Auch nach den ersten Jahren der Vennbahn dauerte es noch geraume Zeit, bis man zum Heizen von Kohlen und Briketts überging. Ein Ein-Familien-Haushalt brauchte früher 15 000 bis 20 000 Torfstücke, um über den Winter zu kommen. Leo Dohmen hat im „Eremit am Hohen Venn“ 1935 die Zeit des Torfstechens recht anschaulich geschildert: „... zu Hunderten zogen junge Männer und Mädchen aus den umliegenden Dörfern an Frühlingstagen in das aus den grauen Nebeln erwachende Venn, wochenlang, Morgen für Morgen, abends zurück. Mit grünen Reiseren steckte man sein Los ab, dann ging es an die Arbeit. Die Männer schälten säuberlich in langen Placken die Heidefläche ab, mit dieser wurde dann die Torfgrube belegt, so dass keine Löcher zurückblieben ... Die Mädchen und Frauen packten die Stücke auf ihre Schörreskar (Schubkarre) und brachten sie zum Trocknen an eine geeignete Stelle ... dort stellte man sie in Reih' und Glied nebeneinander auf ... Sonne und Frühlingwind hatten die Stücke bald angetrocknet und gehärtet ... wichtig war, dass der Wind durchziehen konnte.“ Mit zweispännigen Ochsenkarren wurde dann von Mitte August nach der Heuernte der getrocknete Torf eingefahren. 20 und mehr Karren Torf wurden als Wintervorrat im „Truffstälchen“ aufgeschichtet.

Die Torfstecher von Sourbrodt

Wie keine andere Gemeinde im Venngebiet steht Sourbrodt seit dem 16. Jahrhundert für das Handwerk des Torfstechens. Dass dies auch noch heute geschieht, hängt mit einem alten Nutzungsrecht der Sourbrodter zusammen, das sie einst der „Obrigkeit“ abgerungen hatten und noch heute gilt. Als ab 1956 der belgische Staat weite Teile des Venns unter Naturschutz stellte und den Sourbrodtern das Torfstechen in „ihrem Venn“ verbieten wollte, pochten sie auf die alten Gewohnheiten. Ihr Recht auf Torfstich erlischt erst, sobald sie es ein Jahr lang nicht mehr beanspruchen. 1889 gab es den Versuch am Bahnhof Sourbrodt, die Torfgewinnung industriell zu betreiben. Doch die Rentabilität war zu gering und hinsichtlich Qualität konnte der verarbeitete Torf nicht mit jenem der friesischen Moore mithalten. Rudy Giet aus Sourbrodt, 1926 geboren, kann sich noch gut an die Zeiten erinnern, als er mit dem Vater als Junge zum Torfstechen ging. Die Eltern betrieben eine kleine Landwirtschaft, der Vater war Maurer, die Mutter ging Melken, das Einkommen war gering. Man war froh, wenn man sich Torf aus dem Hohen Venn besorgen konnte, insbesondere vor 1940. „Wenn es nicht mehr fror, jedoch nicht vor dem ersten Mai“, rückten in Sourbrodt die Torfstecher, die „Troufleurs“, aus. „Wir brachen jeden Tag um halb fünf Uhr früh zu den Torfmooren auf“. Der Torfstich dauerte vier bis fünf Tage, dazu musste sich der Vater Urlaub nehmen. Im Herbst wurde dann der Torf mit Pferden eingebracht, erst nach dem Krieg wurden die Torfbriketts mit dem Traktor eingefahren. Besonders wertvoll war der schwarze Torf aus Schichten tief unten, „denn“, so Rudy Giet, „der heizte am besten“. Heute gibt es in Sourbrodt noch eine Torfgrube, „La Béole“, wo einige Sourbrodter ihre Haushalte immer noch mit Torf versorgen. Rudy Giet erzählt von den Zeiten des Torfstechens auf Touren des Naturparkzentrums Botrange, die er als Naturführer begleitet. Er ist froh, dass dieses Handwerk nicht vergessen wird. „Und“, so fügt er noch hinzu, „ich liebe den Geruch!“.

Das Hohe Venn der Maler und Schriftsteller - Maler verewigen das den Naturkräften ausgesetzte Hohe Venn

„Rau“ und „schön“ ist eine Kombination von Adjektiven, die für die Beschreibung der bis dorthin eher unzugänglichen Landschaft durch Künstler und erste Touristen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sehr häufig verwendet wurde. Mit dem Aufkommen der Eisenbahn war es Stadtbewohnern möglich, auf bequeme Art auch in entlegene Regionen zu kommen. Künstler waren Schrittmacher in der Entdeckung von Eifel und Ardennen. Sie kamen vor allem aus den damaligen Künstler-Hochburgen Koblenz und Düsseldorf. Einer unter diesen war Alfred Holler, neben August Macke einer der wichtigsten Vertreter des „Rheinischen Expressionismus“. Er ließ sich nach einer Eheschließung 1910 in Eupen nieder. Einige seiner Gemälde in Öl hat er dem Hohen Venn gewidmet. Von der Windeskraft gebogene Bäume, Büsche und Hochmoorgräser prägen seine Gemälde der

Vennlandschaft. Noch dramatischer ist ein Vennbild des Lütticher Impressionisten Dieudonné Jacobs gehalten: über der Weite der rauen Moorlandschaft erstreckt sich dramatische eine überdimensionale Himmelsstimmung mit schweren Wolken. Diese mit dickem Pinsel aufgetragen stehen im starken Kontrast zum dünnen Pinselstrich der Landschaft. Ein Gefühl, den Naturkräften ausgesetzt zu sein kommt unweigerlich auf. Die kalte Jahreszeit im Hohen Venn ist das künstlerische Sujet von Lucien Hock, der hier seinen Wohnsitz hatte. Seine Bilder lassen mit den dominierenden Moorflächen eine bühnenähnliche Spannung entstehen.

Schriftsteller preisen und sorgen sich um das Hohe Venn und seine Menschen

Das Hohe Venn hat erst spät Freunde unter den Schriftstellern gefunden. Guillaume Apollinaire (1880 – 1918) lernte während seiner Jugendaufenthalte in Stavelot das Hohe Venn kennen. Er hat der Heidelandschaft mit „Fagnes de Wallonie“ ein poetisches Denkmal gesetzt. In einem seiner Verse heißt es unter anderem: „... und meine schmerzenden Füße verfangen sich in den liebevoll verschlungenen Waldbeeren und Preiselbeeren“. 1906 erschien in Essen mit „Das Haus am Moor“ der erste Vennroman der deutschen Literatur. Darin schildert Nanny Lambrecht, Lehrerin in Malmedy, sozialkritisch das Aufeinandertreffen von alter und moderner Zeit am Landstrich Hohes Venn. Zwei Jahre später erschien „Das Kreuz im Venn“ von Clara Viebig. Für die in Trier geborene Schriftstellerin steht der Titel für das „Kreuz der Armut“ in den Venngemeinden um die Jahrhundertwende. Sie fragt fortschrittskritisch nach dem Verdrängen der Natur durch das Maschinenzeitalter. Eine Generation jünger war der 1882 in Monschau geborene Ludwig Mathar, der eine enge Verbindung zur Malmedyer Wallonie pflegte. Er verfasste drei Venn-Romane, die zum Teil biographisch angelegt sind. In „Das Schneiderlein am Hohen Venn“ setzte er dem Gründer der Baraque Michel ein literarisches Denkmal. Seine Werke haben zur breiteren Entdeckung des Hohen Venns beigetragen. Nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Advokat des Hohen Venns zeigte sich der Vervierser Albert Bonjean. Er beschreibt und besang nicht nur die zauberhafte Anmut des Moorgebietes, sondern gründete 1910 auch einen Verein zur Verteidigung des Hohen Venns.